

Kitchen Politics (Hrsg.): **Sie nennen es Leben, wir nennen es Arbeit. Biotechnologie, Reproduktion und Familie im 21. Jahrhundert.** Münster: edition assemblage 2015, 152 S., € 9,80.

Die vermehrte Nutzung von Reproduktionstechnologien und mit ihnen verbundener Praktiken wie Eizellspende und Leihmutterschaft stellt akademische und politische (queer)feministische Debatten im 21. Jahrhundert vor neue Herausforderungen. So müssen etwa Fragen danach, was wir heute unter Reproduktionsarbeit verstehen, wie wir über Prozesse der kapitalistischen Inwertsetzung von Körpern beziehungsweise Körperstoffen im globalen Biotechnologie-Sektor nachdenken und ob und wie reproduktionsmedizinische Verfahren ein neues Verständnis von Genealogie und Familie eröffnen, neu bearbeitet werden.

Es sind solche Fragen, denen das Herausgeber_innenkollektiv im dritten Band der Reihe *Kitchen Politics* nachgeht. Ausgangspunkt ist ein Dialog zwischen den australischen Theoretikerinnen *Melinda Cooper* und *Catherine Waldby* und *Susanne Schultz* und *Felicita Reuschling* von *Kitchen Politics*.

Im ersten Beitrag des Bandes, einem Aufsatz von Waldby und Cooper aus dem Jahr 2008, »Biopolitik der Reproduktion: Postfordistische Biotechnologien und die klinische Arbeit von Frauen«, diskutieren die Autorinnen am Beispiel des Eizellenverkaufs, wie der Beitrag von Frauen zu Reproduktionsbiologie und Bioökonomie in Arbeitsverhältnisse einzubetten und analytisch zu fassen wäre. Dies geschieht mit dem expliziten Ziel, dem Diskurs

um solche Praxen sowohl den viktimisierenden als auch den romantisierenden Charakter zu nehmen. Letzterer zeige sich, wenn reproduktive Arbeiten als großzügiges Geschenk verhandelt werden. (45f.) Waldby und Cooper ist es darüber hinaus wichtig, bioökonomischen Praxen wie den Eizellverkauf oder auch die Teilnahme an klinischen Studien als Versuchsperson, die sie als »klinische oder biomedizinische Arbeit« (38) fassen, in ihrem »Wechselspiel« (39) mit anderen Formen feminisierter, transnational organisierter Arbeit wie Haus-, Sex- und Sorgearbeit darzustellen; die Übergänge zwischen den betreffenden Ökonomien, so die Autorinnen, seien »ausgesprochen fließend«. (ebd.)

In ihrem Beitrag »Reproduktion neu denken. Leihmutterschaft zwischen Vertrag und Familie« fordert Cooper einen Perspektivenwechsel, bei dem Reproduktionsarbeit nicht zum Standpunkt, sondern zum Gegenstand der Kritik erklärt würde. Auf dieser Grundlage analysiert sie im Folgenden einige Entstehungsbedingungen der geschlechtlichen Arbeitsteilung im England des 19. Jahrhunderts und zeichnet die ko-konstitutive Herausbildung von Familien- und Vertragsrecht nach. In dieser Parallelität werden der – durch Vertragsverhältnisse definierte – Markt und die – durch nicht-vertragliche Verhältnisse definierte – Familie als zu unterscheidende Sphären festgeschrieben.

Anhand des aktuellen Beispiels der Leihmutterschaft in den USA zeigt Cooper sodann, wie eine zunehmende Kontraktualisierung reproduktiver Verhältnisse heute eine »rechtliche Neuerung« der Form der Familie erforder-

dert, durch die diese vom Bereich vertraglicher Verhältnisse getrennt und davor geschützt wird.« (69) So werden an die Person der Leihmutter gleichzeitig zwei Anforderungen gestellt, die Cooper als einander im Grunde »ausschließende Dinge« analysiert, nämlich: »Einerseits die rechtliche Fragmentierung und Kontraktualisierung reproduktiver Dienstleistungen, andererseits die uneingeschränkte Durchsetzung eines nicht übertragbaren Sorgerechts.« (71)

Abschließend formuliert die Autorin in Bezug auf die Figur der Leihmutter, dass für eine fundierte Kritik dieser Figur sowohl postfordistische Arbeitsverhältnisse als auch die postfordistische Familie in den Blick genommen werden müssen. Mit dieser Feststellung schließt Cooper eine Lücke, die im gemeinsamen Aufsatz mit Waldby mit dem bloßen Fokus auf Arbeitsverhältnisse offen geblieben war.

Im Anschluss an die beiden recht voraussetzungsreichen Texte wechseln die Herausgeber_innen zu einem Format, das den Dialog betont und die Vertiefung von bereits Gelesenem ermöglicht: Entlang vier thematischer Blöcke stellen sich Waldby und Cooper im E-Mail-Gespräch weiterführenden Fragen zu Theoriekonzepten und politischen Perspektiven, die Schultz und Reuschling durchdacht formulieren. So diskutieren sie beispielsweise Referenzen und Abgrenzungsbewegungen zur marxistischen Terminologie und Analyse oder Coopers kritischen Umgang mit der These einer »Krise der sozialen Reproduktion«. (92)

Auf das Interview folgt ein Beitrag von Susanne Schultz mit dem Titel »Kinderwunsch-Ökonomie und Kin-

derwunsch-Verstaatlichung. Ein Streifzug durch aktuelle Konfliktlinien in deutschen Kontexten«, der die Komplexität des von *Kitchen Politics* gewählten Themenfeldes nochmals deutlich zeigt. Angefangen mit dem Beispiel der Reinterpretation reproduktiver Rechte durch die »Lobby der Reproduktionsmedizin« (109), über die Darstellung von Konfliktlinien, die sich entlang der unterschiedlichen technologischen Verfahren ergeben, bis hin zur »Verstaatlichung des Kinderwunschs« eröffnet Schultz Möglichkeiten politischer Einwände. Unter anderem plädiert sie, auch in Abgrenzung zu Waldby und Cooper, für die Aufrechterhaltung der Verbote von Eizellabgabe und Leihmutterchaft in Deutschland.

Auf der Grundlage ihrer Analyse erweitert Schultz die Perspektive Waldbys und Coopers auf Arbeitsverhältnisse und Familie noch einmal um eine Reihe weiterer, miteinander verwobener »Kampffelder«. Es geht um

Die Frage der Selektion und der Genetisierung sowie Biologisierung des Sozialen, der kapitalistischen Inwertsetzung von Körperteilen / -substanzen / -prozessen, die Kritik nationalstaatlicher Biopolitik und auch die Frage, wie wir nicht nur in Bezug auf Leihmutterchaft auch das Subjekt des Kindes mitdenken können. (127)

Felicita Reuschling diagnostiziert im abschließenden Beitrag »Kapitalistischer Realismus, Postutopie und die heilige Familie« unter Bezugnahme auf den Begriff des Kapitalistischen Realismus bei Mark Fischer in der Gegenwart eine »Stimmung der Postutopie«, die sich »unter anderem auch an der Abwesenheit alternativer oder utopischer Lebensentwürfe und Bezie-

lungsmuster« (130) zeige. Ganz im Gegensatz zu den von ihr zitierten utopischen Ideen, von Friedrich Engels, Shulamith Firestone über Marge Piercy bis Donna Haraway, ist laut Reuschling heute gar eine Refamiliarisierung und Retraditionalisierung auszumachen.

Ihrer recht düsteren, auch wütenden Gegenwartsanalyse zum Trotz sieht sie durchaus auch in der gegenwärtigen politischen Praxis Perspektiven, die zumindest »das Heraustreten aus dem Alltagsbetrieb und die Ermöglichung anderer Beziehungen, wenn schon nicht jenseits, dann doch als Erweiterung der Beziehungen im institutionellen, ökonomischen und privaten/freundschaftlichen Rahmen« (143) zulassen.

Der Band enthält eine ganze Reihe theoretisch und politisch kontroverser Thesen. Sicher kann man im Einzelnen mitunter eine andere Haltung einnehmen als die Autorinnen. Insbesondere muss eine quasi transnationale Gültigkeit der Analyse Waldbys und Coopers in diversen soziokulturellen Kontexten weiterhin kritisch hinterfragt werden. Doch macht es die Stärke des Bandes aus, dass er – nicht zuletzt durch den sehr gelungenen dialogischen Aufbau – zu einer reflektierten Weiterentwicklung der eigenen Position zu »Biotechnologie, Reproduktion und Familie im 21. Jahrhundert« herausfordert.

Laura Schmieder

Kirstin Mertlitsch: **Sisters – Cyborgs – Drags. Das Denken in Begriffspersonen der Gender Studies.** Bielefeld: transcript 2016. 276 Seiten, € 34,99

Cyborg, Drag oder die *New Mestiza* sind »Ikonen der westlichen Gender und Queer Studies« (9), sogenannte »Begriffspersonen« (Deleuze/Guattari), die innerhalb der genannten akademischen Felder weithin bekannt und wirkmächtig sind, zugleich aber auch immer wieder neu geschaffen, reanimiert oder weitergedacht werden. Die Philosophin Kirstin Mertlitsch geht in ihrer Dissertation der Frage nach, welche Bedeutung und Funktion diese Begriffspersonen für feministische sowie gender- und queertheoretische Ansätze haben, eruiert deren Wirkung auf Rezipient_innen und ergründet deren erkenntnistheoretische und politische Potenziale.

Mertlitsch weist dabei auf eine Verschränkung von Theorie und Praxis hin und macht es sich zur Aufgabe, an Arbeiten von Donna Haraway (»situiertes Wissen«) sowie Karen Barad (»agentieller Realismus«) anknüpfend einen theoretischen Ausgangspunkt für eine »queer-intersektionale Ontoepistemologie« zu schaffen, »in welcher Erkenntnis- und Seinspraktiken untrennbar miteinander verwoben sind« (12) und die gleichermaßen androzentrismus, heterozentrismus- wie auch rassistisch wirkt. Dabei zeigt die Autorin auch auf, dass Begriffspersonen zwar der Wissensvermittlung dienen, aber nicht nur Konzepte verkörpern, sondern auch Haltungen, Emotionen, Affekte oder Körperwahr-